

NASANIN KAMANI

Lonely
Hearts
Club

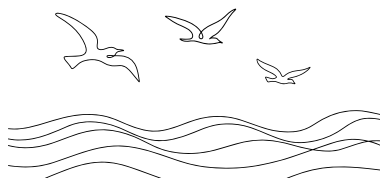
HEALING



HEALTHY
ROMANCE

TEIL 1

Intro



KAPITEL 1

Clara

»Mindestens vier Wochen«, hat die Ärztin gesagt. »Sonst ergibt eine Therapie wenig Sinn.« Und im Grunde ist es ja auch ganz okay hier: Der Sport, die Gruppengespräche, die Kunsttherapie, die Einzelsitzungen, das Entspannungstraining. Sogar das Zimmer ist in Ordnung und mit den anderen Patienten ist es nicht anders als »draußen« – es gibt nette und nervige, lustige und launische, es gibt heiße, hohle, hudelige. Das ganze Horrorzeug, das ich im Internet gelesen habe – verriegelte Türen, Ärzte in hochgeknöpften Kitteln, Notfallbetten mit Schnallen – bezog sich scheinbar nur auf geschlossene Stationen. Und das hier ist keine.

Frau Dr. Dupont sitzt mir schräg gegenüber an ihrem Schreibtisch und tippt ihre Notizen in den PC.

»Wann genau kommt es bei Ihnen denn zu Gefühlen wie Anspannung und Wut? Können Sie konkrete Beispiele nennen?« Sie dreht den Kopf in meine Richtung, ohne die Hände von der Tastatur zu nehmen.

Ich überlege. »Wenn sich jemand in meine Angelegenheiten einmischt.«

»Jemand?«

»Meine Mutter zum Beispiel.«

Die Psychiatrie-Ärztin trägt ein knielanges, beigefarbenes Kleid, dazu schwarze Ballerinas und ein dezentes Make-up.

»Wann noch?«

»Wenn ich mal wieder feststelle, dass sich ein paar Leute kaum noch melden, seit wir zum Studieren auseinandergezogen sind. Oder abtauchen, sobald sie in einer Beziehung stecken – wie mein bester Unikumpel.«

»Wie fühlt sich diese Wut genau an?«, fragt sie hinter ihrem Schreibtisch. Während ich einen Moment darüber nachdenke, rollt sie mit ihrem Stuhl ein Stück zur Seite in mein Sichtfeld.

»Als wäre sie so groß, dass sie in meinem Körper keine Luft bekommt. Der Platz ist ihr zu eng, sie tritt und schlägt von innen auf mich ein. Und ich muss zusehen, wie ich sie loswerden kann. Ob ich schreien soll oder ...«

»Oder?«

Oder eine Runde faste, bis die Wut sich in Hunger und Übelkeit verwandelt hat.

Oder so schnell und lange laufen gehe, bis die Seitenstiche auch die Wut abstechen.

Oder im klapprigen Peugeot meines Bruders mit hundertachtzig Sachen über die Autobahn heize und mir ausmale, wie die kleinste Handbewegung in einem tödlichen Crash enden könnte. Das jagt *mir* einen Riesenschreck ein und die Wut zum Teufel.

»Oder meine Gedanken dazu aufschreibe«, antworte ich brav.

Sie zieht die Brauen hoch und grinst ungläubig. »Sicher, dass Sie das tun?«

»Sicher!«, beteure ich und deute mit dem Finger auf das aus-

gedruckte Fotoposter, das über ihrem Schreibtisch an der Wand hängt. »Mögen Sie Ballett?«

Sie nickt mit einem förmlichen Lächeln. Auf dem Bild ist eine einzelne, weibliche Tänzerin in bläulichem Bühnenlicht zu sehen. Eine grazile Fee auf Zehenspitzen, bei deren Anblick man sich automatisch wie ein ungelenkiger Baumstamm fühlt.

»Haben Sie das selbst geschossen?«

Jetzt blickt sie doch ein bisschen verträumt zum Bild auf. »Ja, in Paris. Schwanensee, in der *Opéra national*.«

»Wussten Sie, dass Tschaikowski ein bisschen irre war?«

Dr. Dupont schaut irritiert. »Wie bitte?«

»Der Komponist von Schwanensee, er hatte einen Knall.«

Schweigen.

»Er hat eine Frau geheiratet und direkt danach angefangen, sie zu hassen. Er hat sogar überlegt, sich das Leben zu nehmen, um aus der Nummer wieder rauszukommen.«

Ihr Ton wird ernster. »Lernt man das an der Musikhochschule?«

Ich schüttele den Kopf. »Das wusste ich schon vorher.«

»Immerhin schlägt Ihr Spezialwissen eine gute Brücke zu unserem Ursprungsthema.«

»Selbstmord?«

»Nein. Wut und Spannungen. Oder spielen Sie mit dem Gedanken, sich etwas anzutun?«

»Nichts, das mich umbringen würde«, sage ich mit einem munteren Grinsen. Die Ärztin findet das nicht witzig.

»Was könnten Sie denn sonst noch tun, um Ihre Wut herauszulassen? Sie belegen im Hauptfach Klavier, richtig? Ist das etwas, das Ihnen hilft?«

Das Piano. Ein kompliziertes Thema. Eins, das über das Zusammenspiel von zehn Fingern auf achtundachtzig Tasten weit hinausgeht und alles andere als schwarz-weiß ist. Schon immer hat meine Mutter davon geträumt, dass ich ausverkaufte Klassik-

konzerte gebe. Sollte das nicht funktionieren, meint sie, könne ich ja eine Karriere als Dozentin an der Pariser Musikhochschule einschlagen. Seit ich mein Studium begonnen habe, bin ich aber weder von Starpianistin-Plan A noch von Professorin-Plan B überzeugt. Das bedeutet nicht, dass ich die Entscheidung bereue, *für* die Musik zu leben und daran zu arbeiten, später auch *von* ihr leben zu können. Nur möchte ich auf dem Weg von diesem *für* ins *von* meine Mutter nicht enttäuschen, deren ganzes Herzblut in meinem Werdegang steckt. Ich habe das Gefühl, dass ich dieses Blut nicht aufsaugen darf wie ein Vampir, sondern es mit Sauerstoff anreichern und wieder zurückpumpen muss. Aber manchmal schaffe ich es einfach nicht, ihr das zu geben, was sie von mir erwartet, und dann geschehen Dinge, die mich wieder wütend machen. Also was soll ich der Ärztin jetzt antworten? Dass mir die Musik oft dabei hilft, den Druck abzubauen – sie genauso oft aber auch am Aufbau von Druck beteiligt ist? Ergibt das für irgendwen Sinn, der nicht mit mir unter einem Dach aufgewachsen ist?

Sie unterbricht das Schweigen: »Ich habe mir nach unserem letzten Gespräch Ihren Instagram-Account angeschaut. Beeindruckend, die ganzen Videos.«

Ich möchte glauben, dass sie tatsächlich Interesse an meiner Arbeit hat, weiß aber, dass *Insta* viele Gesichter haben kann: Für meinen Ex-Freund war mein Profil eine Stalking-Oase, mit der er die Dürrephase nach der Trennung überbrückt hat. Für die Profs, die über mein Unistipendium entschieden haben, war mein Profil eine Art Bonus-Bewerbungsmappe, in die sie anonym reinschnuppern konnten. Und für die Seelenklempnerin, die wieder fleißig am Tippen ist, könnte das Profil ein Utensil sein, um noch tiefer in mir zu graben.

»Musikmachen hilft schon weiter«, sage ich. »Aber halt nicht immer. Manchmal hilft gar nichts mehr.«

»Und dann sehen Sie rot?«

»Schon, ja.« Ich lasse meinen Blick durch das geräumige Behandlungszimmer schweifen, in dem der Geruch von zitronigem Putzmittel in der Luft liegt. Da gibt es die schwarz gepolsterte Patientenliege, das Waschbecken mit dem Desinfektionsspender, die Pinnwand mit den Postkarten. Ob sie von mir erwartet, dass ich auch eine zum Abschied schreibe?

»Grau sehe ich aber auch manchmal. Dann ist alles öde: verkochter, geschmacksneutraler Brei. Den will man dann auch nicht unbedingt schlucken.«

»Das heißt, Sie verlieren das Interesse an Ihrer Umgebung?«

Ich nicke.

»Geht das damit einher, dass Ihr Motor schlappmacht?«

»Heißt?«

»Sie Ihren Antrieb verlieren.«

»Ja, aber irgendwann lerne ich dann trotzdem wieder für die Uni, nehme ein neues Reel auf, übe fürs Semesterkonzert. Und dann geht es schon wieder. Fake-it-till-you-make-it-mäßig.«

»Grundsätzlich ist es ja gut, sich zu strukturieren und Routinen zu folgen. Es erfordert aber auch viel Kraft, sich da immer wieder allein rauszuziehen. So ganz ohne Unterstützung und ohne die Ursachen zu erforschen. Finden Sie nicht?«

Ich zucke mit den Schultern. »Anders kenne ich es nicht.«

»Dass Sie und Ihr Hausarzt sich für die stationäre Aufnahme entschieden haben, liegt aber daran, dass die *fake-it-make-it*-Strategie nicht mehr funktioniert hat, richtig?«

Darauf antworte ich nicht.

»Ihr Bruder lebt noch in Saint-Malo im Haus Ihrer Mutter, oder?«

»Ja, etwas über zwei Zugstunden von Paris.«

Die Ärztin steht auf und desinfiziert sich die Hände am Sterilliumspender neben der Tür. Dann läuft sie zur schwarzen Pols-

terliege und bezieht sie mit einer Papierrolle. »Gleich kommt ein Patient zur körperlichen Aufnahmeuntersuchung«, kündigt sie an. »Sollten Sie in den kommenden Tagen noch einmal Wut und Spannungen empfinden, beantworten Sie am besten ein paar Fragen.«

Ich nicke.

»Wollen Sie die Fragen mitschreiben?«

»Klar«, sage ich, zücke mein Handy und öffne die Notizen-App.

»Wen haben Sie als Letztes gesprochen oder gesehen? Woran haben Sie kurz vorher gedacht? Und könnte vor dem Auftreten der Anspannung vielleicht auch ein anderes Gefühl da gewesen sein?«

»Zum Beispiel?«

»Traurigkeit. Sorgen. Innere Leere. Unsicherheit. Gefühle, die Angst machen können oder schwer auszuhalten sind.«

Ich höre auf zu tippen. Ihre Worte treffen mich an einer Stelle, die mir durchaus bekannt ist – der ich mich aber nur ungern zuwende.

»Je besser Sie Ihre Emotionen und deren Entstehung verstehen, desto leichter können Sie mit ihnen in Kontakt treten, sie beeinflussen und regulieren«, fährt sie fort.

»Manchmal habe ich schon das Gefühl, dass ich traurig bin.«

»Aber?«

»Aber nicht so, dass ich drauflosheulen könnte und mich dann irgendwie erleichtert fühle. Es ist eher wie ein Gefühl, das zwar vorhanden ist, aber irgendwo in mir weiter weg liegt. Ich weiß nicht, wie ich das beschreiben soll.«

»Eher wie ein dumpfes Hallen?«

»Ja.«

Sie läuft quer durch den Raum, reißt das Fenster auf und setzt sich wieder an ihren Schreibtisch. Dann zückt sie überraschend das Handy. »*winterwind* lautet Ihr Profilname, richtig?«

Wie es aussieht, ruft sie gerade meinen *Insta*-Account auf. Sie drückt die Lautertaste mit ihrem Daumen und hält sich das iPhone ans Ohr – eine ältere Generation mit unterirdischer Tonqualität. Dr. Dupont hat den ersten Track angeklickt, den ich an meiner Pinnwand fixiert habe.

»Sie mischen Pop und Klassik?«, fragt sie, ohne das iPhone wieder runterzunehmen.

»Electro und Klassik, ja.«

»Schöne Idee.«

»Danke.«

Es ist mir etwas unangenehm, dass mein Musikaccount plötzlich auf dem psychologischen Präsentierteller liegt.

»Also, nicht komplett neu, die Idee«, schiebt sie noch hinterher. »Aber man merkt, dass Sie da einen ganz eigenen Zugang gefunden haben. Und Klavier spielen Sie auch total toll.«

Ich setze ein Lächeln auf.

»Was bedeutet Ihr Benutzername *winterwind*?«

»Der Name ist angelehnt an ein Stück von ...«, sie klickt ein weiteres Reel an, das jedoch nicht mit dem Klavierpart beginnt, sondern mit einem Beatintro, »... meinem Lieblingskomponisten.«

Dr. Dupont dreht den Ton glücklicherweise wieder leiser und legt das Handy auf ihrem Schreibtisch ab.

»Fünzigtausend Follower«, sagt sie. »Ist das viel?«

»Es ist okay. Meine Follower sind loyal, das ist das Wichtigste. Wenn ich mal eine Zeit lang nichts poste ...«

Sie nickt. »... dann springen die nicht gleich wieder ab, weil sie nachhaltiges Interesse an Ihren Inhalten haben?«

»Ja, das bringt es ziemlich gut auf den Punkt.«

Die Ärztin kneift die Augen zusammen und sagt auf eine Art und Weise »Ich verstehe«, als hätte sie gerade den *Insta*-Algorithmus geknackt.

»So!« Sie steht auf, ich erhebe mich ebenfalls. »Ende der Woche haben wir noch einen Kurzkontakt.«

Zwanzig Minuten in diesem Raum sind nicht *kurz*. Die Zeitangabe für ein Gespräch, in dem es ausschließlich um Gefühle und Probleme geht, sollte man im Kopf verdoppeln, um eine grobe Vorstellung davon zu bekommen, wie lang sich so ein *Deep-Talk*-Treff anfühlen kann.

Sie begleitet mich zur Tür. Ich verabschiede mich mit einem »Danke« und trete aus dem Zimmer. Im Flurbereich sitzt bereits der nächste Patient auf einem der Klappstühle.

Auf dem Weg ins Treppenhaus stecke ich mir kabellose Kopfhörer in die Ohren, öffne eine meiner Playlists und lasse mich von dem Song überraschen, den *Spotify* für mich auswählt. Manchmal fühlt es sich tatsächlich so an, als hätte *Spoti* eine Seele und wüsste besser als sonst wer, was ich gerade hören muss.

Die App entscheidet sich für Amy. Ich bin kein bekennender Fan, war nie auf einem Konzert und habe auch nicht den weichgespülten Film über ihr Leben gesehen. Und mit Sicherheit ist sie auch kein erheiterndes Beispiel dafür, dass man die Probleme in den Zwanzigern schon irgendwie gut über die Show- und Lebensbühne bringen wird. Aber sie hat aus dem *Black*, zu dem sie immer zurückgekehrt ist, und dem *Rehab*, von dem sie nichts wissen wollte, immerhin etwas erschaffen, das ihren toxischen Ex, ihren komischen Vater und all ihre Kritiker um Jahrzehnte überleben wird. Dass sie durch ihre Musik solch eine Mischung aus Macht und Magie entfalten konnte, ist tröstlich. Und es ist vorbildlich.

Ich ziehe den Tagesplan aus meiner Tasche; das Sportprogramm startet in knapp einer halben Stunde. Anfangs hieß es, ich solle mich nicht so viel bewegen, damit ich nicht noch weiter abnehme. Die Pflegekräfte haben mich bei der Aufnahme gewogen, gemessen und mir verkündet, dass ich mit fünfzig Kilo bei einem Meter achtundsechzig untergewichtig sei. Als Dr. Dupont mich bei unse-

rem ersten Gespräch vor rund zehn Tagen fragte, ob ich mir schon einmal den Finger in den Hals gesteckt habe, konnte ich ihr glaubhaft versichern, dass ich den Anblick von Kotze deutlich schlimmer finde als den von Kilos auf der Waage. Das letzte Mal habe ich mich übergeben, als mein Bruder Léon für uns Mexikanisch gekocht hat: ein buntes, appetitlich aussehendes Gemisch aus knallrotem Chili, kleegrüner Guacamole und maisgelben Tortillas, dessen Schein getrogen und gelogen hat. Beim Hineinbeißen hatte ich nämlich etwas im Mund, das wie Erbrochenes schmeckte, und dass ich daraufhin selber brechen musste, hatte nun wirklich nichts mit Bulimie zu tun. Ich packe Leggings, Turnschuhe, ein Handtuch und zwei Energieriegel ein, die ich nach Absprache mit der Sporttherapeutin vor und nach dem Training essen werde.

* * *

Vorher geht es aber erst noch mal ins Raucherhäuschen im Klinikgarten, das mich stark an die Qualmhütte auf dem Schulhof vom *Lycée Laplace* erinnert – mein altes Gymnasium, an dem Léon nächstes Jahr sein deutsch-französisches Abi machen wird: ein offener, heller Holzkasten mit spitzem Dach und einem Edelstahl-Standaschenbecher, in dem es nach Kippenstummeln und Krebsrisiko riecht.

»Hey, Clara«, grüßt mich eine der älteren Mitpatientinnen.

»Hey, na?«

»Wie geht's? Hast du Feuer?«

»Klar.«

Ich zünde ihre Zigarette an und beginne, mir selbst eine zu drehen.

»Wie lange bleibst du eigentlich noch?«, fragt sie.

»Geplant sind noch knapp drei Wochen.« Es graut mir schon davor, die Wut-Hausaufgaben von Dr. Dupont zu erledigen und die ganzen Bögen mit den tausend Fragen auszufüllen. Mir nach

meinem Aufenthalt eine Diagnose aufdrücken zu lassen, die sich noch schwieriger beseitigen lässt als meine Tattoos. Meine Mutter hat mich eindrücklich davor gewarnt: Die Krankenakte sei wie das Internet. Was einmal drinstehe, werde nie mehr ganz verschwinden.

»Wenn du mit jemandem reden willst, dann rede doch mit mir. Ich bin deine Mutter. Ich höre dir zu. Ich kenne dich seit zwanzig Jahren. Ich möchte dein Bestes. Wie sollen wildfremde Menschen, die sich um Drogensüchtige und Schizophrene kümmern, dir weiterhelfen?« Wenn sie wüsste, dass ich mich dennoch für die Klinik entschieden habe, würde sie vermutlich selbst mit einer Zwangsjacke und einer Betäubungsspritze anrücken, um mich zu meinem eigenen Besten aus dem »Irrenhaus« zu befreien. Léon ist der Einzige, der davon weiß. Und der kann schweigen wie ein vergessenes Grab.

»Ich glaube, ich breche morgen ab«, sage ich aus dem Bauch heraus.

Die Mitpatientin macht die Augen klein, zieht an ihrer Zigarette und blickt zur Seite. »Und ich glaube, du bist noch nicht so weit, Kleine.«

Ihre Worte prallen an mir ab. Nicht, weil *ich* stark bin – aber die Mauer ist es, die ich hochgezogen habe. Den nächsten Zug zieht sie auf Lunge.

»Als ich dich letzte Woche bei deiner Ankunft gesehen habe, dachte ich: Mann, Mann, was für ein hübsches Mädel. Kastanienrotes Haar, feines Gesicht und die großen, braunen Mädchenaugen. Im selben Moment habe ich aber auch gedacht: Die wird nicht lange bleiben.«

Sie räuspert sich ein paarmal. Darauf folgt ein schleimiger Husten mit dem Sound of Sickness.

Ich stecke mir die gedrehte Zigarette in den Mund und blicke auf den weißen Gebäudekomplex, in dem sich die Patienten-

zimmer, der Essenssaal, die Therapie- und Sporträume befinden.
»Die hat doch bestimmt eine ganze Fan-Horde, dachte ich. Mädels und Typen, die sich darum reißen, es ihr recht zu machen.«

Erstens: Schön wär's. Zweitens: Ich fühle mich durch ihre Komplimente irgendwie beleidigt.

»Aber ganz ehrlich ...«, sie klopft die Asche ab, »die Therapie abzubrechen, ist ein Luxus, den man sich nur leisten kann, wenn man noch nicht komplett am Arsch ist.« Ziehen. Qualmen. Räuspern. Husten. »Oder aber schon am Arsch ist und es nicht wahrhaben will. Das ist natürlich übel, weil man kostbare Zeit verliert, in der man sich helfen lassen könnte.«

Ihre letzte Aussage trifft mich unerwartet hart. Binnen Sekunden bildet sich ein Kloß in meinem Hals, der mir so eine Angst einjagt, dass ich sofort versuche, ihn mit einer Riesenportion Speichel runterzuschlucken.

»Wie läuft es denn bei dir so?«, frage ich, um von mir abzulenken.

Sie dreht mir das Gesicht zu, lächelt knapp und kurz. »Ganz gut. Wir sind grad beim Thema Eltern.«

»Ist doch ein überschaubares Thema«, witzle ich. »Kriegt man bestimmt schnell gelöst.« Dann drücke ich die halb aufgerauchte Zigarette aus und verabschiede mich mit einem knappen »Ciao«. Die Ältere hebt die Hand, ohne mich anzusehen. Ich stecke mir die In-Ear-Kopfhörer rein, lasse die Playlist weiterlaufen und erkläre *Spotify* kurzerhand zum Orakel: Der nächste Song soll darüber bestimmen, wie es weitergeht. Ob ich abhaue oder bleibe.

Komm schon, *Spoti*, spuck es aus.

*It was an early morning yesterday
I was up before the dawn
And I really have enjoyed my stay
But I must be moving on*

Supertramp dröhnt durch meine Ohren. Ich laufe ins Hauptgebäude, hoch in den ersten Stock, schließe mein Zimmer auf, ziehe den Reiserucksack aus dem Schrank und stopfe alles hinein, was herumliegt. Saubere Wäsche, schmutzige Wäsche, Lotions, Shampoo, Bürste, Schlafzeug, Sportsachen.

Ich weiß, dass etwas mit mir nicht stimmt. Und ich weiß, dass man dieses Etwas nicht einfach wie eine Zigarette anzünden und erwarten kann, dass es ein paar Giftstoffe abdrückt und sich dann für immer in Rauch und Asche auflöst.

Aber es gibt Situationen, in denen dieses Etwas zumindest für ein Weilchen den Rand hält und mich in Frieden lässt: Wenn ich ein Klavierstück nach monatelanger Arbeit so gut beherrsche, dass ich den Komponisten mit Herz und Händen fühlen kann. Wenn meine Follower einen neuen Remix abfeiern. Wenn ich mit Léon über Familienzeug spreche, das nur er verstehen kann, und mit ihm über Dinge lache, die zum Heulen sind – weil wir nicht nur eine Historie teilen, sondern auch einen Humor. Wenn ich am Strand ein paar bekannte Gesichter aus der Schule treffen, die den neusten Saint-Malo-Tratsch ausplaudern und mir das Gefühl geben, ich wäre nie weg gewesen. Als würde ich für immer dazugehören.

Das sind Dinge, die ich liebe, und ich glaube, sie lieben mich auch. Aber wie wir alle wissen, weil wir es überall hören: Liebe allein reicht manchmal nicht.

*Goodbye stranger, it's been nice.
Hope you find your paradise.*



KAPITEL 2

Milly

»Manchmal denke ich an Nadja zurück. Nein, Nadine, meine ich. Genau. Sie hat sich Dine genannt.« Mein Bruder ordnet sich auf der linken Spur ein und folgt dem Schild in Richtung Hauptbahnhof. »Sie war schlau und attraktiv. Ich kann mich gar nicht daran erinnern, warum wir nicht zusammengekommen sind.«

Ich schon. Er hat das Interesse an ihr verloren, weil er sich im Praktischen Jahr seines Medizinstudiums in eine Assistenzärztin verliebt hat. Die war zwar vergeben, hat ihn aber mit Geschäker und zufälligen Berührungen bei der Stange gehalten. Dass daraus nichts werden konnte, war ihm irgendwo klar, aber für so vage Geschichten mit unberechenbarem Verlauf hat Daniele eine Schwäche. Das passt ganz und gar nicht zu dem soliden Schwiegersohn-Image, das unser Vater ihm gern aufdrücken würde. Er ist ebenfalls Arzt, ein Kardiologe, was lustig ist, da er außerhalb seiner Praxis nicht allzu viel von Herzen versteht. Mein Bruder und er sind ziemlich verschieden, dennoch verbringt Daniele eine

Menge Zeit mit ihm und tut einen Haufen Dinge, um ihn zufriedenzustellen. Vielleicht ist das so ein Erstgeborenen-Ding, von dem ich nichts verstehe – was ich auch nicht will. Ich bin neun Jahre jünger als mein Bruder und gehe ihm mit meinen eins dreiundachtzig bis knapp unter die Nase. Wir haben beide dunkelblondes Haar, nur, dass meins etwas länger ist und sich ein ganz klein bisschen wellt. Unser Papa hatte bereits in seinen Zwanzigern nur noch einen Kranz auf dem Kopf und da Daniele in seinem Alter schon deutlich weiter über den Berg ist, hoffe ich natürlich, dass die Glatzen-Gene nicht an mir hängen bleiben. Unsere Eltern sind beide Deutsche. Dennoch hat mein Bruder einen italienischen Vornamen und ich einen, der eher in Osteuropa verbreitet ist – was einfach nur daran liegt, dass die Namen ihnen gefallen haben. Mehr nicht.

»Was ist eigentlich mit dir?«, fragt er. »Hast du noch Kontakt zu dem Mädels aus deiner Stufe?«

»Anna. Ja. Aber wir sind jetzt wieder Freunde, das passt besser so.«

»Lief denn richtig was zwischen euch?«

Ich antworte nicht.

»Irgendwann musst du auch mal ins kalte Wasser springen und eine Runde schwimmen gehen.«

Benutzt er »schwimmen« gerade als Metapher für Sex? So wie die US-Daddys in alten Serien und Filmen übers Anschnallen beim Autofahren sprechen, damit kein »Unfall« entsteht? Daniele fällt definitiv eher in die Kategorie cooler großer Bruder, fühlt sich hin und wieder aber dazu verpflichtet, mir väterlich zur Seite zu stehen, was einfach nicht zu ihm passt und letztlich mit peinlichen Pointen und cringen Kommentaren endet.

»Ich fahre lieber Jetski«, sage ich und denke an das blaugrün schimmernde Meer, das mich in Saint-Malo erwartet – nicht nur für eine Woche oder einen Monat, sondern für mein gesamtes

letztes Schuljahr. An meinem Gymnasium habe ich schon seit der Siebten Fächer auf Französisch, die mich aufs deutsch-französische AbiBac vorbereiten. Ich kann mir noch gar nicht vorstellen, wie sich das anfühlt, wenn die Postkartenkulisse zum Alltag wird und der Geruch von Algen und Sand jeden Morgen auf dem Weg zur Schule in meine Nase dringt. Dreihundertfünfundsechzig Tage an einem französischen Küstenort sind mit Sicherheit doppelt so schnell gezählt wie daheim in Nordrheinwestfalen.

Dass ich für Sprachen, Philo, Päda, Psychologie und so brenne und in Naturwissenschaften nur mit Ach und Krach auf meine Dreien komme, findet mein Vater als Vollblut-Mediziner irritierend. Zudem gefährdet das seine Vorstellung, dass auch ich Arzt werde und meinen Platz in seiner Herren-Hierarchie einnehme, in seinem Kittel-Klüngel. Richtig ins Gesicht hat er mir das noch nie gesagt. Er arbeitet da lieber mit: Mimik (enttäuschte Miene), Andeutungen (»Die jungen Sensibelchen studieren hippe Fächer, die keiner gebrauchen kann, und schaffen künstliche Probleme, weil sie keine echten haben«), Vergleichen (»Hör mal, der Sascha aus deiner Stufe, der will Jura studieren, haben seine Eltern erzählt, ist ja klasse!«) – und mein absoluter Favorit: pseudo-resignierte 180-Grad-Wendungen (»Wisst ihr was: Soll jeder machen, was er will, meinetwegen auch Straßenkünstler in Paris werden«).

Bedauerlicherweise hat Daniele sich neulich von ihm vor den Karren spannen lassen und mir nach einer gemeinsamen Runde Sport ein paar getackerte Dokumente in den Rucksack gesteckt. »Lag in der Klinik herum«, sagte er beiläufig. »Berufsorientierung und so, das ist doch gerade Thema bei euch in der Schule.«

Daheim musste ich feststellen, dass es sich um Infos rund um den Eignungstest an einer Privatuni handelte, für die Eltern ein halbes Vermögen zahlen, damit auch Nachfahren ohne Einkomma-null-Schnitt zum Star in Weiß aufsteigen können. Wie es aussah, hatte er Daniele damit beauftragt, mir ein Leben zwi-

schen Krankenhausgeruch, Blut und Schläuchen schmackhaft zu machen.

Ich sprang auf mein Rad, fuhr durch die halbe Stadt und klingelte bei meinem Bruder, der frisch geduscht in Jogger und T-Shirt die Tür öffnete. »Milly, alles okay?«

Ich trat in seine geräumige Wohnung und schlug die Tür hinter mir zu. »Du bist ein Verräter.«

Die Schuld stand ihm binnen Sekunden ins Gesicht geschrieben. »Kriegt Papa etwa Panik, weil ich mir von ihm nicht reinquatschen zu lassen? Weil ich mich am Lycée Laplace beworben habe, statt für das Ferienpraktikum an seiner Klinik?«

Aus Schuld wurde Scham. Ja, mein Bruder schämte sich und das war etwas, das ich mit meinen achtzehn Jahren vielleicht ein- oder zweimal live mitbekommen hatte. Aber ich war noch zu enttäuscht, um mich davon besänftigen zu lassen. »Dass du Papa nichts ausschlagen kannst – nicht einmal dann, wenn du mich damit verletzt –, ist so verdammt schwach.«

Er fasste sich ins nasse Haar, blickte schweigend zur Seite.

»Gönnst du es mir nicht, dass ich meinen eigenen Weg gehe? Nur weil deiner darin besteht, seine Fußspuren vom Boden abzulesen und ihnen hinterherzukriechen?« Okay, das ging unter die Gürtellinie. Zeit, wieder klarzukommen.

»Es waren doch nur ein paar Blätter«, sagte Daniele leise.

»Für mich sind das nicht nur Blätter, sondern Bomben, die Papa auf meine Pläne und meine Person abwirft.« Und dann etwas ruhiger: »Hilf ihm doch nicht dabei. Sonst jagt er irgendwann noch unsere Beziehung in die Luft. Auch, wenn das gar nicht sein Ziel war.«

Daniele drehte mir wieder das Gesicht zu. Seine Miene war wie versteinert, nur seine Augen waren etwas feucht und gerötet wie nach dem Schwimmen oder Zwiebelschneiden. »Sorry, Milly, ich bin ein arsch.«

Ich ließ mich auf seine Couch fallen. »Ist gut. Du glaubst doch nicht wirklich, dass ich das erste Semester Medizin überlebe. Muss man da nicht Redoxreaktionen, Genetik, Schaltkreise und so können? Einen Kurzschluss hätte ich zu bieten, viel mehr auch nicht.«

Er setzte sich neben mich, zückte sein Handy und öffnete eine Lieferdienst-App. »Willst du was essen?«

»Klar.«

»Cool.«

»Versprichst du mir, dass du mir nie wieder in den Rücken fällst?«, fragte ich, während appetitliche Pizza-Bilder auf seinem Bildschirm erschienen. Daniele packte mein Handgelenk, ohne mich anzusehen. »Ich verspreche es bei allem, was ich habe.«

Und ich glaubte ihm.

* * *

Mein Bruder stellt das Auto auf dem Bahnhofsvorplatz ab. Er hat angeboten, mich bis an die deutsch-französische Grenze zu fahren, damit wir noch ein wenig Zeit zu zweit haben. Es ist abgemacht, dass wir uns erst an Weihnachten wiedersehen.

Daniele steigt aus und läuft um das Auto herum. Ich folge ihm und lade mein Gepäck aus dem Kofferraum.

»Alles klar.« Er versucht zu lächeln, aber der Abschied lastet schwer auf seinen Mundwinkeln. »Das werden miese Joggingrunden ohne dich, Milly.«

Er legt mir eine Hand auf die Schulter, fährt mit der anderen seitlich durch mein Haar und berührt kurz mein Gesicht. »Ich finde es toll, dass du das machst. Viel Erfolg, kleiner Bruder.«

Ich gehe einen Schritt vor, drücke ihn kräftig und weiche zurück, als er mich gerade richtig in die Arme schließen will. Ein finales »Tschüss« verkneife ich mir, da ich nicht weiß, wie gefestigt meine Stimme sein würde. Dass mein Bruder mir bei die-

sem großen Schritt die Anerkennung schenkt, die mein Vater mir konsequent verweigert, erfüllt mich mit einer Dankbarkeit, die mich tiefer berührt als ich gedacht hätte.

Eine Viertelstunde später sitze ich schon im ICE in Richtung Paris, wo ich einen Zwischenstopp auf dem Weg nach Saint-Malo einlege.

»Hat alles gut geklappt ♥«, schreibe ich meiner Mutter, die selbst als Französischlehrerin arbeitet und mich mehr oder weniger heimlich unterstützt hat: mit der Bürokratie, der Anerkennung meiner Leistungen, dem Aufnahmegespräch. Da ein Wechsel im letzten Schuljahr deutlich komplizierter ist als davor, bin ich ihr verdammt dankbar für ihre Hilfe. Meine Mama und Daniele haben die Gemeinsamkeit, dass sie beide hinter mir stehen wollen, ohne sich Papa dabei in den Weg zu stellen. Sie haben quasi den berücktigten Platz zwischen den Stühlen. Und auch, wenn die Verführung groß ist, mich deshalb schuldig zu fühlen, weiß ich tief im Inneren, dass ich keine Verantwortung für ihre unbequeme Lage trage. Ich muss meinen Kopf nicht hinhalten, um das in Ordnung zu bringen. Freikriegen muss ich ihn, und bald auch mit Abizeug befüllen. Und manchmal auch abschalten, um Spaß zu haben – abends, an den Wochenenden, in den Ferien.

C'est tout.

Er kann sie nicht
retten – doch er
hilft ihr, sich *selbst*
zu retten.

Die talentierte Musikstudentin Clara fühlt oft eine bohrende Einsamkeit. Zusammen mit dem riesigen Erwartungsdruck droht sie, daran zu zerbrechen. In einer Klinik sucht sie therapeutische Hilfe – und findet dort im Lonely-Hearts-Club Gleichgesinnte, die sich gegenseitig Halt geben.

Dann trifft sie Milly. Für sein letztes Schuljahr zieht er als Gastschüler in Claras Elternhaus an der rauen französischen Küste ein. Er sieht sie auf eine Weise wie niemand. Seine ruhige, selbstsichere Art wird zu ihrem Anker inmitten des Sturms. Doch während ihre Gefühle füreinander wachsen, holen Claras innere Dämonen sie ein – und Milly steht vor einer Entscheidung, die alles verändern könnte.

**Eine tiefgründige Geschichte über Liebe,
Verlust und den mutigen Weg der Heilung.**

*GU HEALTHY ROMANCE – Unsere New-Adult-Romane
behandeln Mental-Health-Themen sensibel und
authentisch, um zu zeigen: Du bist nicht allein ❤️*

WG 171 Romance
ISBN 978-3-8338-9717-7



9 783833 897177

www.gu.de